



FOTO: ALEXI. ROSENFELD/GETTY IMAGES; PORTRAITS: JAN ZAPPNER, DALIA CASTEL (RECHTS)

und Verschleppten getrauert

Die Heimat, die keine Diaspora kennt

Israel Vom unendlichen Kummer, der meine Heimatstadt Tel Aviv erfüllt, und warum alles besser ist als zu schweigen

von **Moshe Sakal**

Am 6. Oktober 2023 befand ich mich in Paris und bereitete mich auf eine Konferenz zum Thema „Apokalypse“ vor, die in einer Kooperation der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Hebräischen Universität Jerusalem stattfinden sollte. In meinem Vortrag wollte ich über die Apokalypse in der hebräischen Literatur sprechen. Ich war für wenige Tage aus meiner Wahlheimat Berlin nach Paris angereist und fühlte mich unruhig in jener Stadt, die noch immer mir gehörte – so wie eine jede Stadt, in der wir einst lebten, für immer uns gehört und einen nicht wegzudenkenden Platz im Mosaik unserer Vergangenheit einnimmt.

In Paris hatte ich in meinen Zwanzigern gelebt. Es war die imaginäre Heimat meiner Großmutter mütterlicherseits gewesen – Judith aus Kairo, deren Muttersprache Französisch gewesen war und die sich zeitlebens als Europäerin verstand, obwohl sie nie auch nur einen Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatte. Ganz anders die syrische Seite meiner Familie: Mein Vater, das Nesthäkchen, war bereits in Tel Aviv auf die Welt gekommen, während der Rest seiner Familie noch in Damaskus aufgewachsen war. Als ich damals nach Paris ging, war meine Großmutter wütend auf mich. Vielleicht war es Neid, dass ihr erstgeborener Enkel das gelobte Land erreichte, das ihr verwehrt geblieben war. Vielleicht empfand sie es auch als ein Eingeständnis ihres Scheiterns als Migrantin. Für ihr Fortgehen bezahlen die meisten Migrant*innen einen so hohen Preis: den Ort ihrer Kindheit, die Luft der al-

ten Heimat, die Sprache, die Landschaft, die Bräuche, die Kultur. Sie trösten sich mit dem Gedanken, dass wenigstens ihre Kinder oder Enkelkinder Einheimische im neuen Land werden. Autochthone. Ich war ein Plan, der misslang.

Doch das Leben überrascht uns. Die Liebe, die ich in Paris fand – Dory, ein Israeli wie ich –, führte mich zurück nach Tel Aviv, bis ich auch diese Stadt verließ und wir nach Berlin zogen. Hier gründeten wir Altneuland, den ersten hebräischen Verlag außerhalb des Staates Israel. Schon Anfang 2023 hatten wir davon gesprochen, doch im September desselben Jahres wurden wir von einem Gefühl der Dringlichkeit erfasst. In den ersten Oktobertagen 2023 unterzeichneten wir die ersten offiziellen Dokumente zur Verlagsgründung.

Das Sterben muss enden

Während meines Besuchs in meinem geliebten Paris fand ich in der Nacht auf den 7. Oktober kaum Schlaf. In den frühen Morgenstunden griff ich zum Handy: eine Nachricht meiner Schwester. Sie sei okay, schrieb sie, aber alles sei sehr, sehr beängstigend. Im Laufe des Tages offenbarten sich die Gräueltaten. Seither ist vieles geschehen. Die Zerstörungswut, die sich an jenem Tag Bahn brach, setzt sich bis heute fort.

Als Israeli, der außerhalb Israels lebt und inzwischen Wurzeln in Europa geschlagen hat, spüre ich, wie Menschen aus näheren und fernen Kreisen sich zurückziehen. Ein Spalt tat sich auf zwischen Menschen, deren Weltanschauungen sich zuvor scheinbar kaum unterschieden. Angst empfinde ich

persönlich nicht, hier in Deutschland zu sein – im Gegenteil. Ich nehme wahr, wie sich die öffentliche Meinung hier verschiebt. Bei all dem Entsetzen und Grauen, bei all der Sorge um meine Liebsten in Israel, die als Geiseln einer Regierung gehalten werden, die ihr Wohl nicht will, und angesichts des Horrors dessen, was in Gaza geschieht, spüre ich zugleich, dass Menschen beginnen zu sprechen. Zu schreien. Und alles ist besser als das Schweigen, als das Unter-den-Teppich-Kehren.

Während ich diese Zeilen schreibe, legt US-Präsident Trump einen Plan zur Beendigung des Kriegs vor: Geisel- und Gefangenenaustausch binnen 72 Stunden, schrittweiser Rückzug der israelischen Armee ohne festen Zeitplan bei zeitgleicher Entwaffnung der Hamas sowie eine internationale Übergangsregierung. Was diesem Plan fehlt, ist eine politische Perspektive, eine Aussicht auf eine langfristige Lösung. Doch vor allem anderen muss das Sterben enden.

Letzte Woche, zum jüdischen Neujahrsfest, besuchten wir Israel, unsere alte Heimat, mit unserer kleinen Tochter. Die Luft war spannungsgeladen, wie immer in der fiebrigen, widersprüchlichen Stadt Tel Aviv, der ersten hebräischen Stadt, die stets vor Leben sprüht und zugleich voller Gewalt ist. Die Supermarkt-Kassiererin mit Hijab lächelte meine Tochter an – und ich sah die Verbindung zwischen ihnen. Meine Tochter lächelte zurück, und die Kassiererin nannte ihr ihren Namen. Ich stellte sie einander vor und erzählte ihr in meinem gebrochenen Arabisch – der Muttersprache meines Vaters, die ich nie richtig lernen konnte (in dieser Hinsicht war die Migration erfolgreich: Eine ganze Kultur wurde mir vorenthalten, die zu entdecken ich mir jedes Jahr aufs Neue vornehme) – dass meine Großmutter, die Urgroßmutter meiner hellhäutigen Tochter, in Damaskus geboren wurde und Subhiya hieß. Die Kassiererin schaute mich an und flüsterte auf Arabisch: „Muslimin?“ Ich antwortete auf Arabisch: „Jüdin.“ „Wie konnte sie dann einen muslimischen Namen haben?“ „Weil sie dort zusammenlebten“, sagte ich ihr, „so, wie es sein sollte“.

Eine kleine Begebenheit nur, und doch erzählt sie nichts von dem unendlichen Kummer, der meine Geburtsstadt heute erfüllt. Eine Stadt, die im schwülen Sommer einst nur so vor Tourist*innen wimmelte und heute leer wirkt. Eine Stadt des Konsums, der nächtlichen Sirenenalarms wegen der Raketen aus dem Jemen. Eine Stadt, Gaza so nahe und doch – wie ihre Straßen, die parallel zum Meer verlaufen und so tun, als wäre es nicht da – Lichtjahre von der nun in Trümmern liegenden Mittelmeerstadt entfernt, mit der sie verbunden ist, ob sie es will oder nicht. Vor dem 7. Oktober gingen alle, die ich kenne, Woche für Woche in stürmischen, bisweilen gewaltsamen Demonstrationen gegen die sogenannte Justizreform auf die Straße – oder vielmehr: gegen den Justizputsch, der darauf abzielte, jede Spur von Demokratie im Land zu tilgen. Dieser Putsch scheiterte (vorerst). Doch nach dem 7. Oktober wurden alle zu Schatten ihrer selbst. Der Tel Aviver Hedonismus lebt zwar noch, aber auch er scheint von Traurigkeit und Düsternis durchdrungen.

Trost finden Israelis in der Diaspora im Zusammensein, im Alltag. In ihren Kindern. In ihrer Muttersprache, dem Hebräischen. Sie reisen in die alte Heimat, wie wir, und kehren ins neue Zuhause zurück. Ein Spalt tat sich auf zwischen uns und uns selbst. Zwischen jedem Menschen und sich selbst. Ein Spalt auch zwischen uns und den restlichen Bewohner*innen der Städte, in denen wir leben: Paris, Berlin, New York, Amsterdam. Nicht, weil wir nicht unbedingt mit ihren politischen Ansichten übereinstimmen, sondern weil wir es uns nicht leisten

können, den Boden unter den Füßen zu verlieren – ein Boden, der derzeit nur in unseren Köpfen existiert.

Genau in dieser Situation gründeten Dory und ich Altneuland Press – einen unabhängigen Verlag ohne staatliche Bindung, der hebräische Originaltexte veröffentlicht und sie durch Übersetzungen ins Deutsche und Englische einem internationalen Publikum zugänglich macht. Die Reaktionen interna-

Wir können es uns nicht leisten, den Boden unter den Füßen zu verlieren

tionaler Verleger*innen überraschten uns. Ein amerikanischer Verleger sagte: „Ich bin ein wenig eigenwillig. Ein solches Projekt widerspricht all dem, was man jetzt erwartet. Und ich liebe es, Unerwartetes zu tun.“ Ein deutscher Verleger meinte: „Wie erfreulich, dass im Gegensatz zu den Landesgrenzen die Literatur einen offenen Raum bietet.“

Am Morgen des 7. Oktober ereignete sich der mörderische Terrorangriff der Hamas – und die düstere Fortsetzung ist uns allen bekannt. Die Konferenz über die Apokalyp-

se wurde abgesagt. Die Apokalypse hatte ihre eigene Konferenz einberufen.

In den darauffolgenden Monaten arbeiteten wir mit Hochdruck an Altneuland – nicht trotz, sondern vielleicht gerade wegen der eingetretenen Katastrophe. Wenn die Welt in Flammen steht, erscheint Literatur zunächst bedeutungslos. Doch dann zeigt sich: Gerade in solchen Zeiten brauchen wir Räume, in denen Menschen einander zuhören können. Orte, an denen Geschichten erzählt werden, die nicht in Propaganda oder Ideologie aufgehen.

Die Bücher, die wir veröffentlichen, sind Zeugnisse einer Komplexität, die in der öffentlichen Debatte keinen Platz mehr findet. Memoiren über den sozialistisch-zionistischen Kibbuz, über das Leben in der geteilten Stadt Jerusalem/Al-Quds, über palästinensisch-israelische Begegnungen, die heute nahezu unmöglich geworden sind. Keine Antworten, sondern Erinnerungen daran, was verloren gegangen ist.

Vielleicht ist dies die einzige Aufgabe, die der Literatur in dunklen Zeiten bleibt: festzuhalten, was zu verschwinden droht. Zwischentöne hörbar zu machen, Widersprüche. Auf der Menschlichkeit aller zu bestehen. Nicht als Lösung, sondern vielmehr Erinnerung an sie – in der Hoffnung, dass sie eines Tages wiederkehren kann.

Moshe Sakal wurde 1976 in Tel Aviv geboren und lebt seit 2019 in Berlin. Er ist Autor von sechs Romanen, darunter *Yolanda* und *The Diamond Setter*. Seine Essays erscheinen in der FAZ, *Le Monde* und *Ha'aretz*. Gemeinsam mit Dory Manor gründete er Altneuland Press

ANZEIGE

SO VIEL SILBER IM GRAU

Kunst aus der DDR

23. August – 16. November 2025

KUNSTSAMMLUNG JENA

www.kunstsammlung-jena.de

KUNSTSAMMLUNG. Städtische Museen Jena. JenaKultur